

Logiklust und Liebesleid

Zum 850. Todestag von Petrus Abaelard

Von Gunter Grimm

Die wenigsten Gelehrten des Mittelalters besitzen für uns Heutige ein Innenleben. Auch die von ihnen in dicken Wälzern ausgebreiteten Probleme sind uns fern gerückt. Petrus Abaelard, der 1070 in der Nähe von Nantes geboren und am 21. April 1142 im Priorat St. Marcel bei Chalon gestorbene Kirchenlehrer und Philosoph, bildet hier eine bemerkenswerte Ausnahme. Auf ihn, der wie kein zweiter in die theologischen und philosophischen Diskussionen seiner Zeit eingegriffen hat, fällt gleicherweise Licht und Schatten des christlichen Mittelalters. Obwohl ältester Sohn eines Ritters, steht es für ihn von Anfang an fest, mit den Waffen des Geistes zu kämpfen; und so beginnt er, nach kurzer Ausbildung, seine Tätigkeit als Lehrer von internationalem Zulauf. Zu seinen Füßen saßen der spätere Papst Alexander III, Johann von Salisbury, Arnold von Brescia und vielleicht auch Otto von Freising, der staufische Geschichtsschreiber. Abaelard, ein feuriger Geist und ein glanzvoller Dialektiker, musste an zwei Fronten kämpfen: gegen die theologischen Traditionalisten und gegen sich selbst: gegen den tief in ihm verwurzelten Stolz, gegen die Sünde der *superbia*, der anmaßenden Überheblichkeit. Mit seinem scharfen Intellekt und seiner geschliffenen Rede gewinnt er nicht nur Freunde; im Gegenteil, die Zahl seiner Neider und Feinde wächst unaufhörlich, und sie machen ihm das Leben mindestens so schwer, wie er sie durch seine Schriften aus der Ruhe schreckt.

Im fröhscholastischen „Universalienstreit“ nahm Abaelard eine vermittelnde Position ein. Es geht bei diesem aus der Antike stammenden philosophischen Streit um die Frage, ob die größere Realität dem Allgemeinbegriff oder den Einzeldingen zukomme. Während die „Realisten“ den allgemeinen Gattungsbegriffen eine reale Substanz zusprechen, behaupten die „Nominalisten“ gerade das Gegenteil; ihnen gelten die Allgemeinbegriffe lediglich als von Menschen erdachte Bezeichnungen. Den Formeln der Realisten („*universalia ante res*“) und der Nominalisten („*universalia post res*“) stellt Abaelard seine Synthese „*universalia in rebus*“ entgegen: Die Allgemeinbegriffe sind in den Dingen selbst enthalten, das Wesen des

allgemeinen Begriffs äußert sich nur in den unter ihm zusammengefassten Einzeldingen. Eine Lösung, die Idee und Dingwelt genial versöhnt.

Nicht weniger bedeutend waren seine Vorstöße in der Logik und der Ethik. In seinem Werk „Sic et non“ (Ja und nein) sammelt er Fragen zu kontradiktorischen Aussagen der christlichen Tradition; Lösungen bietet er zwar nicht an, doch lässt sich auf das im öffentlichen Unterricht angewandte disputatorische Prinzip schließen, das Abaelard in den Dienst der Wahrheitssuche stellt. Abaelard ist freilich kein unzeitgemäßer Aufklärer. Die von ihm propagierte Vernunft bleibt immer dem Glauben zugeordnet, erhält aber einen legitimen Rang. Der Aufwertung der Rationalität entspricht die Erhöhung des Subjekts. In der Schrift „Scito te ipsum“ (Erkenne dich selbst) tritt er vehement für die Rolle des Gewissens ein und weist der Gesinnung (Intention) gegenüber der bloßen Tat die Priorität zu: Sünder ist erst derjenige, der eine Tat willentlich begeht. Nachdrücklich betont er deshalb die menschliche Willensfreiheit und die Notwendigkeit von Reue und Buße. Welch moderner Geist Abaelard war, zeigt auch sein „Dialog zwischen einem Philosophen, einem Juden und einem Christen“. Zwar gilt ihm die christliche Lehre als höchste Stufe, doch wird diese Erkenntnis nicht vorausgesetzt, sondern im rationalen Diskurs erhärtet.

Sicherlich hat diese Hochschätzung der Rationalität Abaelard bei zahlreichen gläubigen Zeitgenossen in Misskredit gebracht. Sein erbittertster Gegner, der Mystiker Bernhard von Clairvaux, hat kein Mittel gescheut, bis eine Reihe seiner Lehrsätze auf der Synode von Sens (1140) verurteilt und er selbst mit dem päpstlichen Bann belegt wurde. Erst kurz vor dem Tode des ewigen Unruhegeistes gelang es dem Abt Petrus Venerabilis von Cluny, eine Aussöhnung mit Bernhard herbeizuführen und die Lösung vom Bann zu erreichen.

Und doch verbindet sich sein Ruhm heute am wenigsten mit seiner „fachlichen“ Tätigkeit. Abaelards Leben selbst ist ein Roman – eine Kette von Lehrerfolgen, Selbstüberhebungen, Verfehlungen, Tiefschlägen und Triumphen. Er ist eine faustische Natur, den Frommen und den Korrupten gleichermaßen verdächtig, von seinen Schülern abgöttisch verehrt, von seinen untergebenen Mönchen beinahe ermordet. In seiner Autobiographie berichtet er selbst, wie er, der stille, nur dem Forschen und Lehren hingeebene Geist, der sinnlichen Versuchung erlag. Bitter hat er für diesen „Fehltritt“ büßen müssen. Denn seine Liebe zu Héloïse, der siebzehnjährigen Nichte des Kanonikers Fulbert, brachte nur Unglück für ihn. Nach heimlicher Heirat und zweimaliger Flucht ließ ihn der erzürnte Onkel entmannen, Abaelard und Héloïse

gingen ins Kloster. Diesem fatalen Ereignis verdankt sich ein literarisches Werk, an das sich noch heute der Name Abaelards knüpft: der „Briefwechsel Abaelards mit Héloïse“. Als Zeugnis einer im Mittelalter seltenen Selbstreflexion erhält die Autobiographie ihren einmaligen Rang; der Briefwechsel, klassisches Dokument einer unglücklichen Liebe und zugleich nobler Versuch, sie geistig zu sublimieren, eröffnet eine lange Reihe von Bekenntnisschriften. Nicht zufällig hat Rousseau beim Titel seines mentalitätsgeschichtlich bedeutsamen Briefromans „La nouvelle Héloïse“ auf die tragische Lebensgeschichte des Abaelard zurückgegriffen.

Stuttgarter Zeitung vom Samstag, 18. April 1992